

The book cover features a vibrant, stylized illustration. At the top, the author's name 'MICHAEL AWISCHUS' is written in bold, black, sans-serif capital letters within a white, cloud-like shape. Below this, a large, colorful butterfly with orange, blue, and yellow spots is depicted. The background is a lush green forest scene with various plants, including white flowers and a large green fern leaf. In the lower right, a woman's face is shown in profile, looking towards the left. She has striking blue eyes and red lips. Her hair is styled in a large, ornate, multi-colored (yellow, orange, red, purple) floral or scrollwork pattern. The entire illustration is framed by a decorative border with intricate patterns in the corners.

**MICHAEL
AWISCHUS**

IM DUNST

(DES VORWINTERLICHEN
WALDES)

Engelsdorfer
VERLAG

ROMAN

Michael Awischus

IM DUNST

(des vorwinterlichen Waldes)

ROMAN

Impressum eBook:

ISBN 978-3-86901-725-9

Copyright (2009) Engelsdorfer Verlag

Impressum Printausgabe:

Bibliografische Information durch
die Deutsche Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86901-614-6

Copyright (2009) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

Inhalt

PROLOG

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

Für Alice

„Die Erinnerung ist das einzige Gefängnis, aus dem man nicht entlassen wird.“

Thomas Stein

PROLOG

Es war ein Gleitflug mit leicht fallender Tendenz. Keine Thermik weit und breit. Mir war als stünde ich auf der Wolke daneben, unbeteiligt schon, desinteressiert, und dem Wunsch nach Ende näher als dem Glauben an Erneuerung. Nichts Erhellendes. Keine Ermutigung. Siechtum in den moosbedeckten Schluchten der Erinnerung.

Und dennoch lag ich wohlbehütet in der schaukelnden Matte grenzenlosen Gebrauchtseins. Streichelte meinen Bauch an den sonnigen Stränden inniger Zuneigung und pendelte als rastloser Reisender zwischen Wahnsinn und Wonne.

Dann verfolgte ich einen Plan.

Der Vorhang ist schnell beiseite geschoben, ein Fächer leicht geöffnet. Trennung, Besinnung, Auferstehung? Alles scheint möglich.

Der unbedachte Schritt hinüber auf ein rosarotes Schlauchboot: Ein belangloses Ereignis für die sich selbst zerreißen Gedanken. Nichts weiter als das Hinabwälzen eines übermüdeten Körpers. Auf dem Boot steht „Rescue“. Solchermaßen Eintritt in den kontrollierten Krankenstand entwickelt so eine perfide Eigendynamik: Man will ihn nicht, aber er kommt. Schmerzlos bis dahin, narkotisch und atemhauchleicht. Grüner Flieder! Niemand kann sagen, wann und wo es begann: Geilheit allein genügt nicht, Frau Sommer. Und trotzdem:

„Wenn wir siebzig sind, verfluchen wir jeden Tag, an dem wir es nicht gemacht haben.“

Der Bezug zu einer lebensbedrohenden Psychose war schlicht gegeben. Posttraumatisch: Die Vergangenheit. Die Vergangenheit nagt immer und ohne Unterlass. Gerade das ist die heikle Mischung: Vergangenheit und Gegenwart. Wenn du das zusammenbringen willst, dann hast du ein

Problem. Aber wenn du es zusammengebracht hast, bist du krank.

Habe ich doch ernsthaft geglaubt, dass ich die eine Frau zurückbekommen und die andere gleichzeitig behalten kann.

Naivität ist die Domäne des rechten Mannes, Berechnung die der Frau.

1

Wer im Wald schon einmal Pilze sammeln war, der weiß: Die Körperhaltung des Suchenden verändert sich leicht in Richtung „nach vorn über gebeugt“ und die Physiognomie baut zusätzliche Falten neben den Augenwinkeln ein sowie quer über die Stirn. Die Atmung wird flach und der Schritt gerät in eine leicht rhythmische Bewegung. Schon nach kurzer Zeit bastelt das Gehirn an einer Schablone und stellt sie im Zentralspeicher bereit. Von dort aus erreichen nur pilzähnliche Gebilde über die Netzhaut und den Sehnerv die Registratur. Also pendelt sich das Auge ein. Die Pupillen erweitern sich. All das unter Ausblendung jeglicher Nebensächlichkeiten. Der Lichteinfall durch die Pupille konzentriert sich auf den Pilz. Der stumpfe Schleier vor der Iris weicht dem Glanz des Fiebers. Das Jagdfieber ist auf der lodernden Bühne des Ehrgeizes zwischen dünnen Gehölzen und trockenen Grashalmen längst entflammt. Und die Regie treibt die launige Madame Pilzblick nervös umher. Und nur der Korb, als unbestechlicher und teilnahmsloser Zuschauer, entscheidet über Erfolg und Misserfolg der Darbietung. Auf dem Plakat vor dem Theater steht: Der Pilzsammler. Burleske in einem Akt. Ähnliches spielt sich ab auf den Gebrauchtmärkten der Republik: Unbändiges Sammelfieber und rasierklingenscharfe Jagdinstinkte. Allerdings wird hier der aufrechte Gang gepflegt. Man trägt die Bierflasche vor sich her wie eine Auszeichnung. Und sowohl klassische Sprüche als auch daher geplapperte Kommentare gelangen zur hohen Blüte: „Das haben wir alles schon einmal weggeschmissen.“ Oder: „Das haben wir alles schon einmal gehabt.“ Aber auch die so genannten Fachgespräche haben einen gewissen Standard: Überwiegend reden die Blinden über die Farben.

Der blonde Schopf einer kleinen Frau genügt, dass die rotierenden Messer wilder Panik meinen Magen zerfetzen. Jedes Mal spüre ich für den Bruchteil einer Sekunde den wütenden Stich. In der Regel gehe ich verstört weiter, pumpe Luft in meine bleiernen Lungen und repariere die Magenwände notdürftig mit den Flickern aus dem zerrissenen Banner urzeitlichen Überlebenswollens. Ich bin im Begriff meinen Weg fortzusetzen. Die kleine zierliche Frau wendet ihren Kopf. Ich erkenne sie: Kerstin! Sie steht hinter einem Stand aus Tapeziertischen voller Bücher. Gelangweilt scheint es. Wie an allen Ständen eines Flohmarktes, bei denen gerade kein Besucher auch nur für das geringste Interesse zeigt.

Es ist der Moment, als ein schwarzer maskierter Mann mich in den Schlamm der Vergangenheit hinunterzieht. Der heiße Strick von kinoleinwandscharfer Erinnerung um den Hals lässt keine Luft zum Atmen. Die heiße Brühe trüber Gegenwart zieht die Haut zusammen. Grässliche Agonie. Mein Herzblut fließt leise ab. Mein Magen lässt die Rollläden krachen. Die Knie verlieren deutlich an Standfestigkeit. Ich sehe mich aus drei Metern Höhe röcheln. Ich stehe da und schaue hilflos zu ihr herüber. Das Ringen nach Luft trübt meine Wahrnehmung. Es ist wie bei der Suche des gorillakopfgroßen Diamanten an den Ufern des Kongo: Zehn Jahre sucht man verbissen, ohne den Gedanken an Glück und Reichtum zu verlieren. Und als man deprimiert und längst auf dem Heimweg an eine freudlose armselige Zukunft denkt, rollt einem der Edelstein ungefragt und zufällig vor die Füße. Man ist zu unvorbereitet, um Freude zu empfinden. Stattdessen wird man übermächtigt von einer unerklärlichen Starrheit, von der Unfähigkeit zu jeglicher Bewegung. Keine Hand, die nach dem Stein greifen könnte. Nicht ein einziger Fuß, der in der Lage wäre sich in Richtung Stein zu bewegen. Erst wenn die Bewegungslosigkeit sich löst und der Verstand als Grundlage jeder kontrollierenden Bewegung in Gang

gekommen ist, haben andere den Stein längst munter davongetragen.

Mein Kopf leert sich gluckernnd wie eine am Krankenbett hängende Natriumchloridflasche, deren Stöpsel man versehentlich entfernt hat.

Ist sie es wirklich? Kerstin! Woher kommt sie so unerwartet und plötzlich? Warum gab es keine Warnung? Nirgends auch nur das kleinste Anzeichen. Wieso sehe ich den alten Grawunder und Frau Müller da hinten durch die Menge laufen? Das gleiche Gefühl von damals. Nur 26 Jahre später.

1980. Es war keiner der lausigen Frühmärztage, an denen aschgraue Wolken knapp über die Dächer rasten. Nein, es war lau und die Sonne kratzte die Russpartikel aus den roten Ziegelporen. Die alten hohen Häuser der Kolonnadenstraße zeigten ein freundliches Antlitz. Und die Fenster schauten gutgelaunt über die Stadt. Es war Frühling, so schien es. Zumindest lag er in der Luft. Ein paar Vögel kreuzten da oben die Straßenflucht, ohne dass man wusste: Waren es Gänse oder Krähen? Und nirgendwo ein Anzeichen von Unheil. Kein Schmerz soweit das Auge reichte. Es war kein Tag, an dem man Schlechtes ahnte. Ich kam die Straße vom Ring hinunter und hatte die Idee Schnitzel für Kerstin und mich zu kaufen. Mir stand der Sinn nach einem guten Abendessen und einer Flasche Wein. Jedoch, als ich beim Fleischer im Nachbarhaus die Leute auf der Straße anstehen sah, verschob ich meinen Plan um eine Stunde, schaute noch einmal den Vögeln nach, bog um die Ecke in die Alexanderstraße ein und stieß mit voller Wucht die schmiedeeiserne Tür des ersten Hauses auf. Das Krachen lag noch lange im Hausflur und gutgelaunt sprang ich, immer zwei Stufen nehmend, die Treppe hinauf. Im ersten Stockwerk ermunterte ich mich zu einem Zwischenspur. Old Grawunder saß gewiss noch auf seinem Halbtreppeklosett, denn es roch nach der

unvergleichbaren Mischung aus billiger Zigarre und frisch geschlupftem Sumpfgas. Grawunder war so um die Achtzig und man wusste: Es war das Einzigste, was er noch vom Leben hatte. Frau Müller im dritten Stock entlockte mir heute ein kleines Lächeln. Wie immer lunte sie aus dem Fenster ihrer Wohnungstür. Und wie jedes Mal, wenn jemand die Treppe hinauf kam, in der Hoffnung, es wäre der Gasmann. Ich klopfte im Vorbeirennen übermütig an ihre Tür und da waren es noch genau 26 Stufen. Verdammt, wo war nur der Wohnungsschlüssel!? Vielleicht war Kerstin schon da und ich musste nur klingeln. So lehnte ich mich mit der Schulter an die Klingel und suchte gleichzeitig meine Jackentasche ab. Offenbar war niemand da. Der Schlüssel fand sich und so schloss ich auf, war mit drei kurzen Schritten über den kleinen Flur und stieß die Küchentür auf.

Ich stockte, riss verwundert die Augen auf. Es war noch nichts realisiert in meinem Hirn, es war noch reines Gefühl. Taumelnd der nächste Schritt und plötzliche Kraftlosigkeit. Atemlosigkeit. Oder was war da? Immer noch kein Gedanke, alles nur Gefühl. Es mutierte zum Scheißgefühl, als es die dunkelgrauen Wolken der Erkenntnis wie ein Düsenjäger durchstieß. Im Vorbeifliegen die Gipfel der schnell entschwindenden Glücksseeligkeit hin zum luftleeren Raum unerwarteter Schmerzen. Sie zuckten meine Wirbelsäule empor. Das Vakuum ließ Hals und Kopf anschwellen. Eine heranzischende Granate fand ihr Ziel mitten in meinem stromlosen Schädel und – sie kreperte. Verletzt schloss ich meine Augen und öffnete sie wieder. Sie zogen die Schlinge um meinen Hals zu. Der matt glänzende Eisenring um meine Brust: Eine rigorose Gewalt presste ihn zusammen. Und irgend so ein Arschloch hieb seine Faust unablässig in meine Magengrube. Ich sah den Kühlschrank, die Fenster. Alles hatte etwas von Endgültigem, Unfassbarem, ja Totem. Ich sank auf die Knie, fiel vorn über, zog mich wieder hoch. Wo waren das

Geschirr, die Gardinen? Die Scheiben vom Küchenschrank glotzten mich schwarz und leer an. Überall nasskalte Lebloigkeit. Ich kroch auf allen Vieren links durch den Türrahmen ins Wohnzimmer. Nichts als magere Trostlosigkeit, Leere. Keine Tischdecke mehr und keine Gläser. Leere Wände. Es war nichts mehr da, was auf einen Raum hätte schließen lassen, der von zwei Menschen bewohnt war, die sich liebten. Ich ließ mich an die Wand fallen, streckte die Beine aus und riss den Hemdkragen auf. Es war soweit. Kerstin hatte mich verlassen. An der fisurehaften Innenwand meines Bauches kroch dumpf der Verdacht hoch, dass vor wenigen Sekunden, direkt vor unserer Wohnungstür, mein unbeschwertes Leben seinen Abschluss gefunden hatte. Ich saß da, röchelte etwas, was soviel wie „Kerstin“ klingen sollte.

Mir war kalt, zum Kotzen übel. Mein Gehirn sprang langsam wieder an und kam auf Drehzahl. Warum? Die Lücke, in der ihre Liege stand, brachte mich vollends um den Verstand. Ein kurzer Blackout nur. Das Ergebnis einer durchgebrannten Sicherung. Vielleicht wäre ich panisch aus dem Fenster gesprungen. Ich versuchte aufzustehen, stakte dann etwas unentschlossen durch die Wohnung. Draußen war es schon dunkel. Was war passiert? Warum war sie weg? Ich versuchte mich zu konzentrieren. Die letzten vier Jahre zogen an meinem inneren Auge vorbei. Es war furchtbar.

Der summende Flohmarkt hängt wie eine Bienenkorbkuppel über uns. Kerstin lässt ihren Blick schweifen. Unsere Blicke treffen sich. Pause! Die Leere des Alls wird mir schlagartig begreifbar. Relativ im Bezug auf die Zeit bedeutet für mich: Es ist die längste Zehntelsekunde meines Lebens. Sie erkennt mich. Und? Sie lacht mir mit voller Herzlichkeit ins Gesicht. Was für ein Signal. Ich stolpere nach vorn. Nie hätte ich gedacht, dass sie mir jemals in meinem Leben noch einmal so zulachen

würde. In der Halle summt der Bienenkorb jetzt doppelt so laut. Ich komme bei ihr an. Wir reichen uns die Hände. Sie erklärte die Umstände: „Siehst du, soweit ist es schon gekommen mit uns Kinderärzten.“ Dabei zeigt sie auf den Tapeziertisch: Bücher. Unendlich viele Bücher. Weiter drüben ein Mädchen mit rosskastanienbraunem Haar. Mit dem Rücken zu mir knuddelt sie einen der zahlreichen Hunde, die herumliegen. Soweit ich zählen kann, sind es drei.

„Wie geht's?“

„Gut.“

„Was machst du?“

„Immer noch dasselbe. Warum fragst du?“

„Man hört nichts von dir. Hätte ja sein können, dass du ausgestiegen bist.“

Sie blickt traurig in die Richtung des Mädchens mit den rosskastanienbraunen Haaren und meint: „Aussteigen. Hm, nicht schlecht.“

Das Mädchen ist offenbar ihre Tochter, die ich zuletzt sah, als sie im Vorschulalter noch an der Hand von Kerstin ging. Sie spricht mit einem kleinen Typen, der mit seinen Kulleraugen gelangweilt umherblickt. Offenbar ihr Freund. Er beschaut seine Fingernägel. Er scheint sich unwohl zu fühlen. Ist nicht jedermanns Sache, Bücher auf einem Flohmarkt zu verkaufen. Ein schwarzer Schäferhund trottet heran. Das Mädchen kraut ihn hinter den Ohren. Ich höre, er heißt Horst. Ich kenne nur einen Hamster namens Horst.

„Wo hast du all die Bücher her?“

„Von meinem Vater.“

„Aha!“

Kerstin versucht mich zum Kauf eines Buches zu ermuntern.

„Möchtest du ein Buch kaufen?“

„Nein, nein“, höre ich mich eilig ausrufen, „ich habe keine Zeit zum Lesen.“

Nun wird's schwachsinnig. Mein Kopf ist leer. Mit jedem weiteren Wort rede ich mich um Kopf und Kragen. Ich höre mich sagen: „Ich muss weg. Ich halte das nicht aus. Alles Gute! Tschüss!“

Sie legt zum zweiten Mal ihr komplettes Lachen auf. Sagt ebenfalls: „Tschüss.“

Ich drehe mich um, lasse die Hände in den Brusttaschen meines Fishtail Parkas verschwinden und versuche locker davon zu schlendern. Ich spüre deutlich: Es muss ein Bild des Jammers sein.

Als ich Kerstin zum ersten Mal sah, hockte sie mit angezogenen Beinen an die Zimmerwand gelehnt auf einer Matratze, die auf dem Fußboden lag. Mit den Augen und manch zaghafter Kopfbewegung verfolgte sie aus der Perspektive eines kauernenden Häschens das Geschehen im Raum, nahm dadurch sozusagen daran teil. Nur bezog sie niemand ein in das geschäftige Treiben zwischen Möbelrücken und Bierkastenschleppen. Niemand nahm Notiz von ihr. Also wartete sie still und ruhig, wie jemand, der wirklich neu im Kreise war. Und sie wartete auf denjenigen, der zu dieser Geburtstagsfeier extra für sie eingeladen war: Sie wartete auf mich. Sie machte einen ziemlich verlassenem Eindruck, als ich eintraf. Vor drei Wochen erst war sie in das Internatszimmer gezogen. Claudie, die derzeitige Freundin meines alten Studienkumpels Dieter, hatte mich eingeladen, weil Kerstin noch keinen richtigen Kontakt hatte. Und es war rührig, wie Claudie sich darum kümmerte, dass Kerstin betreut wurde. Bei derartigen Feten lagen die Pärchen am Ende immer nur knutschend herum. Da war es schon blöd, wenn einer allein noch herumsaß und dem Treiben ohne die geringste Hoffnung auf vergleichbare Genüsse tatenlos zusehen musste.

Kerstin hatte sich gerade von ihrem Freund getrennt und suchte mit Bedacht die räumliche Distanz zu ihm. Und dies

in einem Leipziger Internatszimmer, das sie mit fünf anderen Kommilitoninnen teilte. Respekt! Das zeugte von gut kalkuliertem Mut. Sie kam aus Pegau, einem kleinen Örtchen südlich von Leipzig. Ich hatte gehört: Ihr Vater war Zahnarzt. Und hinter vorgehaltener Hand wurde erzählt: Sie trug nur Klamotten aus dem Exi.

Kerstin saß also etwas verloren auf der Matratze und lachte mich herzlich an, als ich sie begrüßte. Ich warf mich neben sie und atmete tief ein. Sie roch nach einem Parfüm, das mir noch nicht untergekommen war. Es trug eine leichte Spur süßherben Sandelholzes in der Komposition mit der weichen Note einer öligen Frucht. Nichts Unangenehmes oder Penetrantes, keine scharfen Äthanolis oder Rosenkrimskräms. Mir ging es wie einer Motte, die unweigerlich auf den mit Sexualhormonen präparierten Klebestreifen zuhalten muss. Die zweite Zehntelsekunde benötigte ich, um mich wieder aufzurichten.

Fünf Jahre später nahm ich unvermittelt und völlig überrascht den mir wohlbekannten Duft in der Mädlerpassage auf. Ich wandelte zwischen den wabernden Massen von eiligen Passanten und schlendernden Touristen. Es tat den wohlbekannten Schlag. Sofort waren die Synapsen aller der Ratio dienenden Nervenverbindungen auseinandergesprungen. Die liebesbezogenen Stränge wurden schlagartig überbeansprucht. Ein Kollaps zwang mich auf die Knie. Ich spürte wie einen Hund den Duftschwaden nach. Irgendwo war Kerstin. Aber wo? Doch kurze Zeit später war die Quelle am versiegen. Ein rechter Haken auf die Kinnschuppe riss mich wieder hoch. Nunmehr aufrecht stehend mit panischen Blicken nach allen Seiten stellte ich resigniert fest, dass der Duft gänzlich verschwunden war. Ich bahnte mir verzweifelt einen Weg durch die Menge. Vergebens. Von Kerstin keine Spur. Vor Enttäuschung blind suchte ich einen Bordstein auf, ließ mich nieder und blickte eine

Ewigkeit starr vor mich her auf die alten blanken Pflastersteine des Neumarktes. So schnell kann das Leben vorbei sein, dachte ich.

Jetzt aber lebte ich! Hier im Internatszimmer. Neben dem Duft von Kerstin. Ansonsten lagen im Raum die polieröldüsteren Schwaden von Internatsräumen, in denen nur geschlafen, gelernt und, wenn es möglich war, auch gevögelt wurde. Die Matratzen warfen die Dumpfheit von trockenem Stroh von sich. Zigarettenqualm emulgierte mit schlechter Atemluft. Wenig später auch noch mit dem rauchig fetten Duft schlechter Kerzen. Im letzten Augenblick, bevor das Licht gelöscht wurde und ein Plattenspieler zu plärren anfang, sah ich Kerstin von der Seite an. Ihr Blick fixierte abwechselnd die Zimmerdecke und dann wieder ihre Zehenspitzen. Dann wieder ein kurzer scheuer Blick zu mir. Sie war klein, fast zierlich. Ihre blonde Schüttelfrisur endete im Nacken in einem etwas dunkleren Rehfell. Ich hatte sofort den Verdacht: Eine Berührung dieses Teiles ihrer Frisur würde sich nicht vermeiden lassen, ja es würde zwingend erforderlich sein. Nein, es war unabwendbar. Die bereits vorgestreckte Hand brach die Aktion wegen eines unterschwellig Kommandos meiner Großhirnrinde ab und strich in Ermangelung des bereits fest eingeplanten Genusses durch mein eigenes schulterlanges Haar. Ich hatte keine Kontrolle darüber. Ich wunderte mich nur und war letztendlich froh keine Missverständnisse erzeugt zu haben. Kerstins blaue Augen verschanzten sich hinter den runden Gläsern einer Nickelbrille. Sie hatten einen ganz feinen kaum spürbaren Ausdruck von Traurigkeit. Ihre gerade Nase sprang beim Lachen in einen leichten Bogen, der ihrem Profil die wilde Rasse von Przewalskipferden verlieh. Der Mund trug klare Züge, wobei die Unterlippe in einen flüchtigen Anflug von Keckheit unmerklich hervorstand. Von vorn betrachtet erinnerte sie mich irgendwie an die Biene Maja. Über ihren

Jeans trug sie eine weiße Leinenbluse, die am Hals in einem schmalen und bunt bestickten Stehkragen endete. Über den oberen Teil ihrer Brust, dann über beide Schultern und ebenso am Rücken wieder zusammenlaufend war eine rote Paspel genäht. In dieser Umrahmung waren auf Brust und Rücken bunte Blumen im Kreuzstich angelegt. An den Ärmeln befand sich ebenfalls ein gesticktes Blümchen. Die Manschetten endeten mit einer roten Paspel.

Mit dem Verlöschen des Lichtes wurden die ersten Flaschen entkorkt und kreisten in der Runde. Wir wendeten uns einander zu, und sprachen, als würden wir uns schon ewig kennen. Und nur das, worüber wir sprachen, war neu.

Neu war auch, dass die Musik leiser wurde. Ein Lautstärkeregler drehte die Gespräche im Raum langsam zurück. Ein blasser Kokon legte sich geräuschlos um uns. Unbemerkt wehte ein zarter Hauch duftender Zuneigung zwischen uns und hielt uns in Atem.

Der Moment, in dem du dich verliebst, ist still. Keine Geräusche. Du schwimmst in flüssiger Watte. (Und wenn sie dich verlassen hat, ist es genau so: In der blinden Stille eingebrochener Isolation hörst du über die körperliche Resonanz nur dein eigenes Gewimmer).

In der Aufregung vergaß ich überhaupt etwas zu trinken. Als wir uns verabschiedeten, war ich durch ein Fenster gestiegen, hinter dem ich Zeit meines Lebens noch nie gewesen war. Kein Land über das man sich halbblind hinwegtasten musste, um ein seichtes Gefühl zu erlangen, und auch kein schneller Fick an den grün bealigten Ufern der Gier. Nein, es war eine helle Leinwand mit bunten Bildern, orientalischen Teppichen und friedlich grasenden Tieren. Die Luft war klar und rein. Ich flog über ein eurasisches Afrika. Nur das Schönste war in diesem Bilde vereint. Die beiden Adler weit über mir stießen spitze Schreie aus, als wollten sie mich grüßen. Tannen und

Palmen standen zwischen einem dunkelgrün umwaldeten Bergsee und den weiten sandigen Ebenen des Nil. Am Horizont ungleich hohe Pyramiden. Diese ganzen Bilder flossen nach einiger Zeit ineinander, formten sich zu neuen Teilen, Organen. Eine Rehfellfrisur, blaue Augen nickelbrillenumrahmt. Und die Haut war überhaucht mit einem feinen Schatten von milkschokoladenbraun: Kerstins Gesicht. Dieses Gefühl war definitiv neu. Ich kramte in meinen Erinnerungen. Nichts Vergleichbares ließ sich finden.

Sie hieß Kerstin Guoffre, war ein Nachkomme richtiger und echter Huguenotten, und wenn sie nicht gerade vordergründig auf der Suche nach einem neuen Freund war, so war sie doch offen für etwas Neues, Unbekanntes. Ich war unbekannt genug.

Ich hörte tags darauf über Dieters Freundin, dass ich clever gewesen sei, weil ich Kerstin nicht gleich am ersten Tag umgelegt hätte. Die Zimmergenossinnen waren einerseits enttäuscht von mir. Andererseits wäre es bewundernswert, wie man solch einer Versuchung standhalten konnte. Ich war meinem Ruf also nicht gerecht geworden. Welchem Ruf auch immer. Niemand kannte mich in diesem Zimmer so genau. Dass ich fast zehn Jahre Gitarrist in den einschlägigsten Rockbands war und die Haare bis auf die Schultern trug, war doch noch lange kein Beweis für ein glamouröses Lotterleben. Sicher, ich kannte alle Sauereien, die das Spektrum hergab. Ich hatte einen zweijährigen Sohn mit einer Chemikerin aus Leuna. Und mein Blick trug bisweilen einen Anflug von Melancholie. So waren die Studentinnen der Fachrichtung Medizin in einem Wohnheim. Noch keine von denen hatte das Physikum bestanden, aber alle dachten unentwegt ans Ficken. Soviel Zeit muss sein. Wofür? Dafür!

Keine Woche später stand ich im Internatszimmer auf der Matte. Es war der Rosenmontag 1976 und allerorten liefen irgendwelche Faschingsgeschichten. Die Mädels waren

ausgeflogen. Auch Kerstin. Allein Claudie war übrig, saß einsam am Tisch und las in einem Buch. Sie wartete auf Dieter, der auch bloß nicht kam. Sie sah auf und lachte mich an: „Du suchst wohl Kerstin?“ Ich war offenbar als Abwechslung willkommen, und während ich mich zu ihr setzte, sagte ich kurz „Ja“, und lachte zurück.

„Die ist beim DHfK-Fasching. Sie hatte wohl schon eher mit dir gerechnet.“

„Ich hatte Spätschicht. Daher erst heute.“

Claudie kam aus der Provinz, oben aus dem Bezirk Mecklenburg. Den Ort, wo sie herkam, kannte ich nicht. Ich vergaß ihn in dem Augenblick, als sie ihn nannte. Sie sprach diesen reizvollen Dialekt, den die Küstenbewohner pflegen: Sie sangen ihre Sätze mit einem gelegentlichen Ton in die höheren Regionen. Musikalisch ausgedrückt: Sie gehen von einer Silbe auf die andere gern mal von C auf C Strich. Sie hatte die freundliche aber bestimmte Art von Mädchen, die sich im Leben zeitig selbst zurechtfinden mussten. Ihre graublauen Augen trugen den klaren Blick von eiskaltem Bergquellwasser. Wenn sie lachte, strahlte der ganze Raum. Was ich besonders an ihr mochte, war ihre ausgemachte Herzlichkeit. Nach einer halben Stunde hielten wir uns die Hände unter dem Tisch, als wollten wir uns gegenseitig ermutigen.

Als die Tür aufflog, stand Karola im Raum, die dritte Mitbewohnerin. Sie war angeputzt wie eine schwarze Miezekatte, lief zu ihrem Schränkchen und wühlte darin wie eine Beutelratte.

Claudie fragte: „Und wo ist Klaus?“ Klaus war ihr Freund.

„Der ist beim PhyMa-Fasching.“

„Und du gehst da auch noch hin?“

„Nein, nein. Ich bin bei den Veterinärmedizinern.“

Genau das waren die Internatsmädchenvorstellungen vom echten Leben: Egal was sie taten, sie taten es immer aus Spaß am Leben. Und immer waren sie „fest liiert“. Liiert! Seit jenen Tagen kann ich das Wort nicht mehr hören.

Wenn man fest liiert war, konnte überhaupt nichts passieren. Das war ihre ernsthafte Überzeugung. Wenn du eine von ihnen endlich auf der Bettkante sitzen hattest, längst waren sie splitternackt und du hattest deine Finger bereits an den entlegensten Orten ihres Körpers, hielten sie plötzlich inne und sahen dir fest in die Augen. Dann sprachen sie zu dir in dem geschäftsmäßigen Ton von Krankenhausärzten: „Pass mal auf. Du bist fest liiert, ich bin fest liiert. Das heißt: Morgen früh gehen wir auseinander, so, als wäre nichts gewesen. Wir wollen nur unseren Spaß, ja?“ Dann drehten sie an irgendeinem bunten Schalter in ihrem Kopf, warfen sich aufreizend nach hinten und spreizten die Beine. Und wenn du sie gevögelt hattest, dann war am nächsten Morgen nichts, als wäre nichts geschehen. Sie waren in dich verknallt und du hattest sie wochenlang täglich am Hals. Es war immer dasselbe.

Inzwischen fand Karola in ihrem Schrank, was sie suchte. Soweit ich sehen konnte, waren es Präservative. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ ich mir von Claudie Kerstins Bett zeigen. Sie lag in dem Doppelstockbett oben, und am Bettholm hing ein mittelgroßes Teufelchen aus Plüsch, das einen karierten Schal um den Hals geschlungen hatte. Ich ließ mir einen Zettel geben, schrieb darauf, dass ich da war, und dass es schön gewesen wäre, wenn sie auch da gewesen wäre. Ich steckte das Stück Papier dem Teufelchen an die Brust, verabschiedete mich von Claudie und ging.

Als ich am nächsten Tag kam, saß Kerstin am Tisch vor dem Fenster und lernte. Sie drehte sich um, und als sie mich erkannte, nahm sie den kleinen Zettel in die Hand, der vor ihr auf dem Tisch lag, hielt ihn hoch und zeigte ihr strahlendes Lachen. Beim DHfK-Fasching war offenbar nicht viel los. Nur die kleinen Federgewichtsringer hätten sich um sie gerissen. Es herrschte offenbar akuter Mangel an ganz kleinen Mädels. Da war sie zeitig wieder ins